

Die Stadt Troisdorf in alten Darstellungen

Zwei Nachträge zum Thema „Pfaffenmütz“

Vor zwei Jahren konnten wir im Troisdorfer Jahreshaft XII aus dem Bestand des Stadtarchives eine Reihe von Graphiken des 17. Jahrhunderts vorstellen, die sich mit der Geschichte der Inselfestung Pfaffenmütz vor der Siegmündung befaßten und damit zu den ältesten bildlichen Darstellungen des westlichen Stadtgebietes, vor allem des Siegortes Berghelm, zu zählen sind.

Inzwischen wurde von der Stadt Troisdorf ein weiterer Stich erworben, eine besonders interessante Arbeit, die einem größeren, mehrbändigen Werk entstammt und daher wert ist, in diesem Nachtrag behandelt zu werden.¹

Der Autor des Gesamtwerkes, das von 1623 bis 1632 erschien, ist Daniel Meißner, der von verschiedenen Künstlern, unter ihnen Merian, Furk, Wechter und Löffler, 830 Graphiken einholte und sie mit „Sinnsprüchen“ versah.

Der Titel ist von barocker Weitschweifigkeit und lautet: „Thesaurus Philo-Politicus. Das ist: Politisches Schatzkästlein guter Herzen vnnnd beständiger Freund.

Das ist: Außerlesene schöne Emblemata vnnnd Moralia/so wol Kunst- vnnnd Christliebenden/als Kriegsvbenden/auch andern Politischen Personen zu Ehren vnd Gefallen/in diese Form gar artlich inventiert/fürgebildet vnd gantz New an Tag geben/Durch Daniel Meißnern von Commenthaw auß Böhheimb/P.L.C. Seligen.

Sampt gewissen Abbildungen vnd wahren Contrafacturen der fürnembsten/Kayserl- König- Chur- vnnnd Fürstlichen Residentz- auch Reichs- vnnnd HandelßStätten/so wol der berühmtesten Vniversiteten vnd Hohen Schulen/in- vnd ausserhalb deß H.Röm.Reichs Teutscher Nation“.

Der erste Band erschien 1623 und erfreute sich so großer Beliebtheit, daß bereits 1628 „Die Dritte Edition zu Franckfurt am Mayn/durch Eberhardt Kiersern/Burgern vnd Kupfferstechern publicirt vnd verlegt“ wurde.

Der umfangreiche Titel legt das ganze Programm offen, ohne das unsere Pfaffenmützdarstellung nicht zu verstehen ist. Daher muß auf das Konzept des „Schatzkästleins“ näher eingegangen werden:

„Schöne Emblemata und Moralia“ sollen dem „Kunst- und Christliebenden“ geboten werden.

Heute sind im allgemeinen mit Emblemen Abzeichen gemeint, die einen abstrakten Gegenstand oder eine Personengemeinschaft konkretisieren; sie bedeuten also Erkennungszeichen, die aber nicht den festen Gesetzen der Heraldik unterliegen.

In unserem Falle aber handelt es sich um eine Literaturgattung, die im 16. Jahrhundert ins Leben gerufen wurde und nach genauen Regeln verfuhr:

Emblemata bestanden aus einer Mischung von Text und Bild. Sie hatten dabei auf das rechte Verhältnis zwischen „Seele“ (d. h. Spruch oder Wort) und „Körper“ (Gegenstand) zu achten. Sie durften nicht undurchschaubar, noch zu offenkundig sein – sie waren also für Eingeweihte bestimmt. Sie sollten schön anzusehen und heiter sein, mit Sternen, Sonne, Mond, Himmel, Erde, Feuer, Wasser, Blumen und Tieren verziert. Das sprachliche Beiwerk sollte aus einem kurzen Spruch in fremder Sprache bestehen².

Die Emblemata in ihrer künstlerischen Ausgestaltung waren für den „Kunstliebenden“ gedacht, die „Moralia“ dienten der Erbauung der „Christliebenden“.

Bei diesen Moralia handelt es sich um moralische Lehrstücke, die die Tugenden als Förderer der Sitten und des Guten, Edlen, Wahren herausstellen, die Untugenden aber ihrer Verwerflichkeit und ihrer verderblichen Folgen wegen verdammten.

Emblemata und Moralia zu verknüpfen, führte aber bei Daniel Meißner dazu, daß einige Grundregeln der erwähnten Literaturgattung nicht eingehalten wurden, nämlich nicht zu offenkundig den Inhalt auszubreiten und auf die Verwendung menschlicher Figuren, auf Personifikationen, zu verzichten. Gegen die Regel also übersetzt der Autor einmal die fremden Texte ins Deutsche, zum anderen bringt er fleißig handelnde Personen ins Spiel. In der Barockzeit wurden solche Personifizierungen ohnehin allgemein üblich.

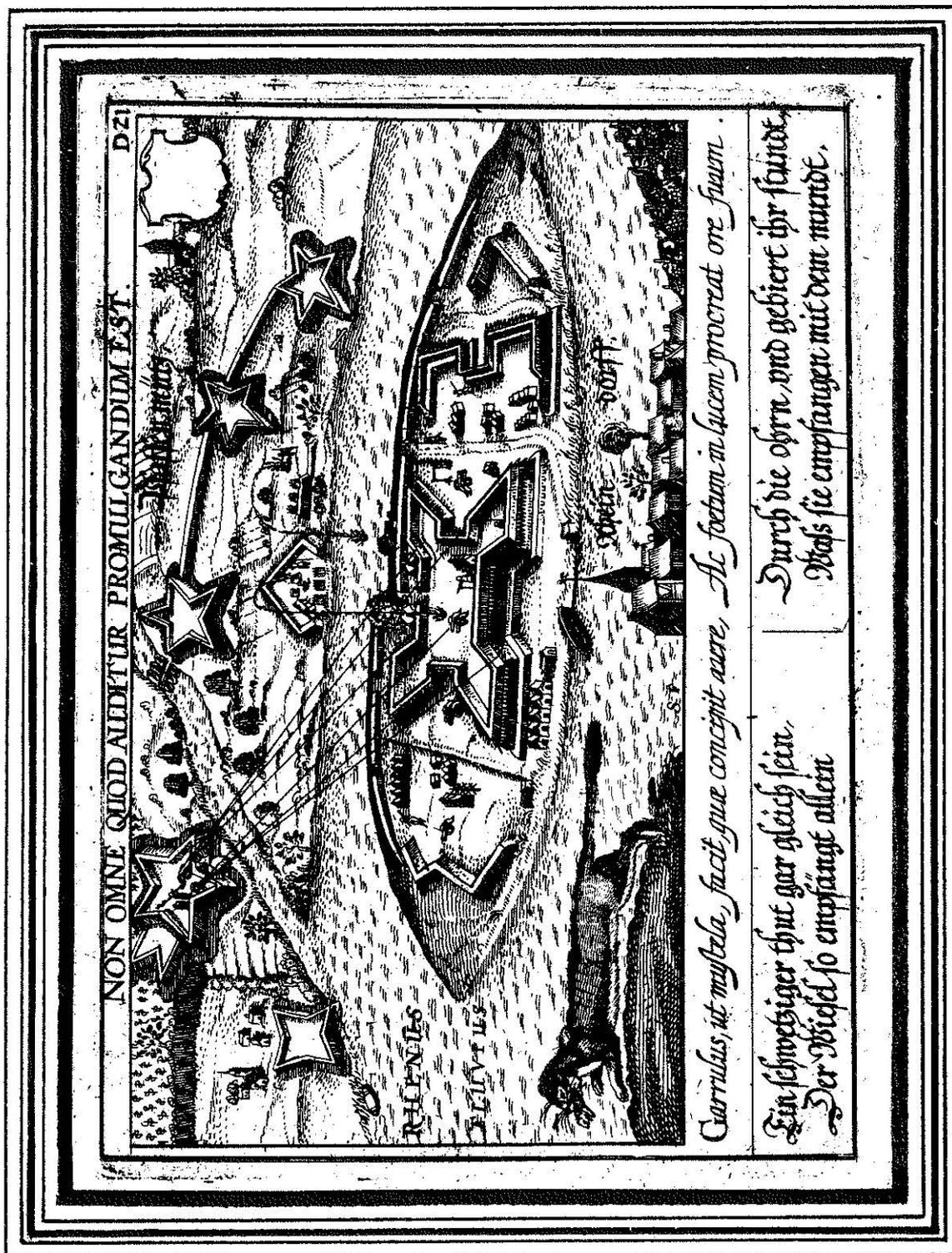
Meißners Moralia beziehen sich nicht auf die Charaktereigenschaften oder gegenwärtigen Situationen einer bestimmten Person, so betont es der Autor ausdrücklich, sondern auf die Tugenden und Untugenden der Menschheit schlechthin. Allein, beide drücken sich aber nur im Handeln lebendiger Personen in jeweils ihrer Zeit und ihrem Ort aus. So konkretisiert er seine Lehrsprüche durch Handlungen von Menschen oder auch Tieren, die sich immer vor dem Hintergrund bekannter Städte oder Landschaften abspielen, ohne daß jene mit der dargestellten Moral in Verbindung gebracht sein sollen. Und es sind gerade die Städtebilder, die Meißners Werk heute so begehrt machen.

Im übrigen erklärt Daniel Meißner den Aufbau und die Gestaltung seiner Bilder und sein Vorgehen beim Erstellen seines Werkes in der „Vorrede deß Ersten Buchs“ wie folgt:

Ich habe „die Emblemata & Moralia zu inventiren

1 Sie wurde von mir bereits in: „Nieder-kassel“, Troisdorf-Oberlar 1974, S. 119, unter Pfaffenmütz Nr. 9 veröffentlicht.

2 So die Forderung des Paulus Jovius, 1483–1552, der Bischof von Nocera war. – Vgl. Brockhaus, Bd. V, Wiesbaden 1968, S. 485/486.



NON OMNE QUID AIEDITUR PROMULGANDUM EST.

DZI

RHEINUS
ELIVUS

Sopent doaft.

Carrulus, ut mystela, facit, que concepit uere, Ac factum in lucem procreat ore suum.

*Ein schweitzer thut gar gleich sein,
Der Bißel so empfängt allem*

*Durch die ohrn, vnd gebiert ihr stündt,
Wass sie empfangen mit dem mündt.*

vnd jedes derselben mit einem Lateinischen Disticho vnd vier Teutschen versen zu expliciren, wie dann auch hinder jedes Emblema oder Morale eine vorneme Statt inn vnd ausserhalb deß H.Röm. Reichs Teutscher Nation, recht Contrafactorlich anzugeben angefangen.“ Und der Verleger Kieser fügt hinzu: „Weil der Author seine Embl. alle Lateinisch über jede Statt geordnet, damit nun dem Leser, so er der Lateinischen Sprache vnerfahren, vnd er, was ein jedes Emblema auff Teutsch heisse und bedeute, wissen möchte, so hab ich neben das Lateinische auch alles Teutsch setzen vnd trucken lassen...“

Kurz, alle Bilder sind so aufgebaut:

Zuoberst steht die „Morale“, der lateinische Kernsatz. Darunter folgt seine graphische Darstellung vor dem Hintergrund eines konkreten Stadt- oder Landschaftsbildes, das durch eine entsprechende Inschrift festgelegt wird.

Die Graphik ist von einem lateinischen Distichon, einer Doppelzeile unterschrieben.

Ein Vierzeiler als deutsche Übersetzung bildet den unteren Abschluß.

Vorliegender 14 × 10 cm messender Pfaffenmütz- 39

stich, der Seite 843 des Gesamtwerkes entnommen, ist von gleicher Komposition:

„Non omne, quod auditur, promulgandum est“
(Nicht alles, was man hört, soll man in die Öffentlichkeit tragen, soll man an die große Glocke hängen), heißt die Moral.

Sie wird dargestellt durch ein Wiesel, von dem man damals glaubte, es empfangen durch die Ohren und gebären durch den Mund. So erklärt es das lateinische Distichon:

„Garrulus, ut mustela, facit, quae concipit aure,
Ac foetum in lucem procreat ore suum.“

(Der Geschwätzige macht es wie das Wiesel, das durch das Ohr empfängt und durch seinen Mund den Fötus ans Licht bringt.)

Oder mit den Worten des Vierzeilers gesprochen:

„Ein schwetziger thut gar gleich sein,
Der Wiesel so empfängt allein
Durch die ohrn und gebiert ihr stundt,
Wass sie empfangen, mit dem mundt.“

Die mit der Inschrift „Pfaffenmütze“ versehene Kulisse, d. h. die Landschaft des Siegmündungsbereiches mit einer Reihe von Festungswerken, zwischen denen sich Kampfhandlungen abspielen, steht in keiner Beziehung zu den Sinnsprüchen und der eigentlich unbedeutenden Wieseldarstellung. Das Zeitgeschehen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, nämlich der Kampf um die Pfaffenmütze, tritt hier stärker in Erscheinung und lenkt die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich, der damit wieder eingeführt wird in das Geschehen des großen Krieges, wie es sich auf dem Boden unserer unmittelbaren Heimat abgespielt hat.

Da eine ausführliche Beschreibung der Inselfestung und eine detaillierte Darstellung des Kriegsverlaufes in Heft XII vorgelegt wurde, kann hier darauf verzichtet werden, diese Thematik noch einmal aufzurollen.

Anlaß zu einem zweiten Nachtrag ist die „Entdeckung“ einer bisher kaum beachteten und so gut wie unbekanntes Pfaffenmütze-Graphik. Sie befindet sich in einer privaten Sammlung und liegt mir lediglich in Form von zwei sich überlappenden Fotokopien vor, die zuerst zu einer Einheit zusammengefaßt werden mußten. So aufbereitet wird die Graphik hier veröffentlicht.³

Nähere Kenntnis über Herkunft, Entstehungsjahr und die Umstände des Erwerbes gehen uns daher ab. Jedoch läßt das Blatt erkennen, daß es wohl in Frankreich hergestellt wurde und als Einblattdruck in den Handel kam. D. h. es ist keinem Buch, keinem Sammelwerk entnommen und muß zu den fliegenden Blättern gezählt werden.

Man sieht es auch einigen Details an, daß das Blatt in Eile hergestellt wurde, weil es die geforderte und gewohnte Sorgfalt vergleichbarer Arbeiten bekannter graphischer Werkstätten vermissen läßt: So wird der Hintergrund, das freie Feld des rechten Rheinuferes, nur so schwach angedeutet, daß die Einzelheiten nicht mehr zu erkennen sind. Ferner wurde im Text nach Fertigstellung der Platte noch eine

Korrektur vorgenommen, die als Wort oder Wortteil zwischen die Zeilen unleserlich eingefügt wurde. Sodann wurden die Hilfslinien für die Beschriftung, die die Zeilen begrenzen, nicht wieder weggenommen. Und endlich blieb die rechte Hälfte des Schriftfeldes ohne Text. Es muß offen bleiben, ob ursprünglich weitere Erklärungen vorgesehen waren. Das alles entspricht dem Bemühen, eine „Neue Zeitung“ schnell auf den Markt zu bringen.

Zur damaligen Zeit wurden solche „Fliegenden Blätter“ in gar großer Menge in den Umlauf gebracht, um die politischen oder persönlichen Gegner mit Schmähungen und Spott zu überschütten. In der Wahl der Ausdrucksmittel und der sprachlichen Formulierungen war man dabei nicht zimperlich. Man scheute weder vor Verhöhnung und Verleumdung noch vor unflätigen Bemerkungen zurück.

Um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges spricht man sogar von einem „Flugblattkrieg“.⁴

Flugblätter haben aber nur einen Sinn, wenn sie das jüngste Zeitgeschehen anprangern, also wenn sie aus der jeweiligen Zeitgeschichte schöpfen. Daher muß die Zeit der Entstehung und Verbreitung des Blattes auf das Ende des Jahres 1622 angesetzt werden, als die Festung Pfaffenmütze, durch eine halbjährige Belagerung und Beschießung sturmreif gemacht, „ihr Leben aushauchte“.

Als Sterbender stellt jedenfalls unser etwa 21 × 32 cm messender Einblattdruck die personifizierte Pfaffenmütze vor, eine Karikatur der Inselfestung:

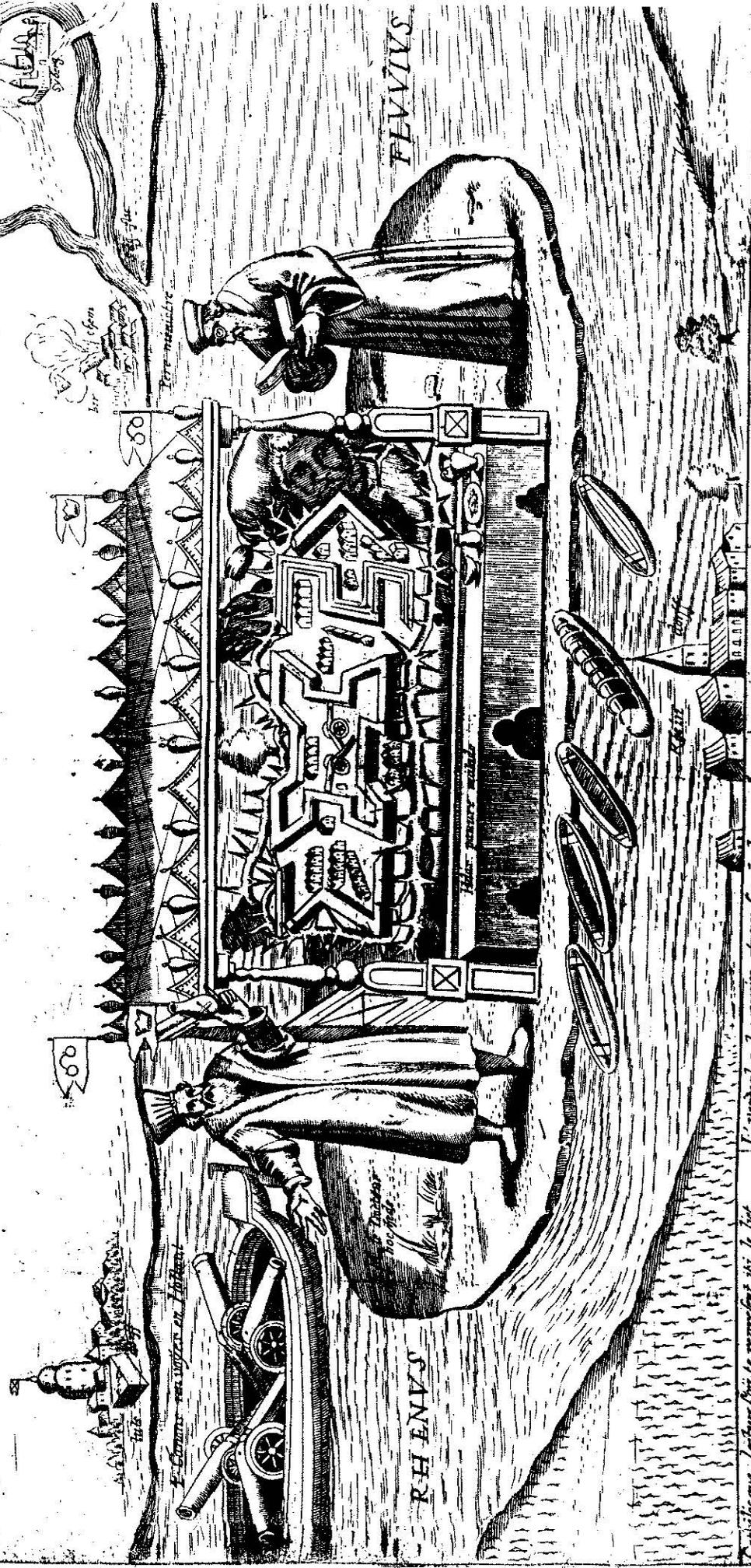
Todwund liegt der harte Kämpfer daneben, auf sein Sterbelager gebettet, ein französisches Himmelbett, das mit Wimpeln und Fähnchen geschmückt ist. Auf den vier Eckpfosten wehen die Standarten, die Feldzeichen, mit Brille und Birett versehen, eine Anspielung auf die Spottnamen des Bollwerks, Pfaffenbrille und Pfaffenmütze, die die holländische Besatzung, zumeist Calvinisten, ihrem Stützpunkt gab, als sie, „in gesunden Tagen“ noch wohlgenährt und vor Übermut strotzend, die katholische Bevölkerung des Umlandes damit verhöhnen wollte. Nun ist die Lebenskraft des alten Söldners gebrochen. Das weiche Bett wurde zu einem Dornenlager, das den Siechen umklammert. Dem Hilflosen nützen nicht mehr die wenigen Speisen, Getränke und Arzneien am Bettrand, die seine schwachen Hände nicht mehr erreichen; ihm kann nicht mehr der „plus fameux Docteur“, der „ganz famose Doktor“ helfen noch seine „Brechmittel“ und auch nicht der herbeigerufene „grand-Ministre“. Da können nur noch laut

3 Auf das hier wiedergegebene Blatt machte mich dankenswerterweise die Troisdorfer Antiquitätenhändlerin Siegi Theisen aufmerksam, die mir auch besagte Fotokopien als Druckvorlage überließ. Dafür sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Ebenso Dank der Fa. Hermann Langholz, Oberlar, die die Montage und den Abdruck besorgte.

4 Fritz Hellwig, Hogenberg Geschichtsblätter, Nördlingen 1983, S. 26. – Allein, die großen Sammelwerke jener Zeit distanzieren sich entschieden von solchen subjektiven Gefühlsausbrüchen und versuchen, objektiv die Ereignisse darzustellen, deren oft noch ungewissen Ausgang sie meist auch offenlassen (z. B. „Ach, wie voll kriegs ist nu die weit, Gott ist's allein, ders feld bestell!“). Im übrigen bringt auch Hogenberg in seinen „Geschichtsblättern“ zwei Pfaffenmütze-Darstellungen (Nr. 4 und Nr. 13) unter 433 und 449, die er anderen bereits fertigen Vorlagen entnommen hat.

FRANSE ET TESTAMENT DE PAFEN MVTZ

BRILLA SACRDOTES QVÆ PERCRAT ESEVIDENTES, COECA GEMIT VITIS DISACFRANDA SVS.
Vellet opus nunquam ceptum Velleq; Boitaur Hanc alio brillam constituisse loco,



L'vredal - als troys et mausquada
 a. Espanque pour deffier les Doyles
 Caliditista le bon Droyde neantmoins ay
 a fait par un Recet l'ombr. quatre
 gros Canons. et fait mander le grand de
 Buor pour luy fermer les yeulx in l'endroyt par
 Loysant alle laid a ceulx de collige le mout a
 Ceulx de boue la Brille et la robe a hanc sur tout

Catholique lachur luy le repryent de li l'ait
 moitely de l'yle de Poffibril
 die. poffon Mily, laquelle apres les sur prinis
 de l'off frere de Reid de la mare de valiers
 l'ofan de Montoye, de les coysins de
 l'off Blonsenberg et autres. Voysins l'en
 une feurs, feyrique mouris. ne la
 m. par famoux Doctres

FLAVIVS

RHENVS

Testament Brille und Birett und die übrigen Habseligkeiten vermacht werden, bevor der elend Kranke die Augen schließt.

Der Verfasser der Texte wie auch der Gestalter der Graphik kann seine hämische Freude über den Untergang des Pfaffenmützzunternehmens nicht unterdrücken. Beide sparen nicht mit beißendem Spott, gehässigen Bemerkungen und gezielten Andeutungen auf die vielen Schlappen, die die Inselbesatzung im letzten halben Jahr hinnehmen mußte, nämlich den Verlust der Vorwerke und des gesamten Vorlandes im Berghaimer „Weidenfeld“, die Beschießung mit Kugeln und Granaten, die vielen Verletzten und Gefallenen, die Verseuchung des Brunnenwassers durch herübergeschleuderte Jauchekübel, den Ausbruch schlimmer Seuchen, die Heimsuchung durch den „Rote-Bauch“, die Ruhr, und schließlich den Zerfall aller Kräfte durch den „Scharbock“, den Skorbut.

Entsprechend finden wir die Begleittexte zur bildlichen Darstellung formuliert: Die Überschrift lautet:

„Transse et Testament de Paffenmutz“
„Vermächtnis und Testament der Pfaffenmütz“

Es folgen, in lateinischer Sprache verfaßt, zwei eiegische Disticha:

„Brilla sacerdotés quae fécerat ésse vidéntes
Cóeca gemít vittís dísaacrándá súis
Véllét opús nunquám caeptúm vellétque Boitávós
Hánc alió brillám cónstituísse lacó.“

Frei übersetzt:

„Die Brille, die die Priester sehend machte,
blind seufzt sie nun, geschändet durch ihre Kopfbinden.

Es wäre zu wünschen, das Werk wäre nie begonnen worden
und die Holländer hätten einem anderen Gewässer
die Brille aufgesetzt.“

Die unter der bildlichen Darstellung folgenden Textzeilen des Pamphlets wenden sich an eine französisch sprechende Bevölkerung:

„Catholicque lecteurs, L'on te represent ibi le liet
mortele de l'isle de Paffenbril,
ditte paffenmutz, laquelle apres les sur prinses
de son frere de Reidt de sa mere de iuliers,
de sa sœur de Montioye, de ses cousins de
lulsdorff (?), Blanckenbergh et aultres Voisins l'en
... l'une fieure (= fièvre) hectique mourir, ne la
... le plus fameux Docteur
L'urinal – des crois et musqueeaades
d'Espaigne pour deschasser les Diabls et
Calvinistes le bon Drogist neantmoins luy
a fait par un Recept vomir quatre
gros canons et fait mander le grand Ministre
Bucer pour luy fermer les oëiles intenebries par
testament elle laise a ceuhc de colleinge le mutz a
Ceuhc de bonne la Brille et la reste a ...“

Der Druck ist im Text leider schadhaf; neben Textverlusten in der unteren linken Ecke sind einzelne Wörter nicht einwandfrei zu lesen; die Interpunktion ist unvollständig, so daß hier nur eine sinngemäße Wiedergabe erfolgen kann:

Totenbett der Insel Pfaffenbrille, genannt Pfaffenmütz, die nach gewissen hohen Edlen als letzte sterben muß, nachdem nämlich die lieben Verwandten, ihr Bruder von Rheidt, die Mutter von Jülich, die Schwester von Monschau, die Vettern von Lülisdorf und Blanckenberg und den anderen Nachbarorten, wie von einem plötzlich um sich greifenden Fieber dahingerafft wurden. Da kann nicht mehr der ganz famose Doktor „Pißpott“ helfen. Trotz Kreuze und Musketen aus Spanien, um die Teufel und Calvinisten zu vertreiben, hat der gute Drogist sie durch ein Rezept vier große Kanonen ausspucken, „ausbrechen“ lassen (die per Schiff nach Holland geschickt wurden) und hat bewirkt, daß sie den „Grandminister Bucer“ kommen ließ, damit er ihr die noch nicht gebrochenen Augen schließen würde, nachdem sie durch ein Testament den Nachlaß geregelt habe, die Bestimmungen über die Mütze, Brille und alles übrige.

Die Mitteilungen solcher „Zeitungen“ beschränken sich auf einen wenig umfangreichen beschreibenden Text, der auf wenige Zeilen zusammengedrängt wird. Die kurzen Worte ersparen dem ungeübten Leser die ungewohnte Mühe, zahlreiche Schriftzeichen entziffern zu müssen. Die wehmütigen in fremder Sprache (hier im Lateinischen) abgefaßten Verse bleiben ohnehin dem „gebildeten“ Publikum vorbehalten.

Daher wurde mehr Wert auf die Bildgestaltung gelegt. Vom Bild soll die eigentliche Wirkung ausgehen. In eindringlicher Weise wird dem Betrachter die Situation bildhaft vor Augen geführt. Personen, Gegenstände und Gegebenheiten, die nicht ohne weiteres erkannt und verstanden werden können, sind durch ein klärendes „Beiwort“ gekennzeichnet, so der Monsieur le Docteur, der Pere ministre, Helas pauvre malade (Weh dem armen Kranken), 4 canons renvoyes en Holland (Vier Kanonen auf der Heimreise – zurückgeschickt – nach Holland).

Das Geschehen, das sich vor der Siegmündung abspielt, wird aus der Vogelschau aufgezeigt. Der topographische Plan bildet den großen Rahmen der Komposition. Er enthält neben dem breiten Rheinstrom die Nebenflüsse Sieg und Acher, die Dörfer berchem und Rheindorff, die festen Plätze lülisdorff, Syberg und Blanckenberg.

Interessant ist, wie in der Verspottung des Gegners Text und Bild korrespondieren:

Der erwähnte Herr Doktor hält das Uringlas oder die Flasche mit Medizin in der Hand, mit der er den Todkranken hat vier Kanonen „brechen“ lassen. Achselzuckend weist er auf das abziehende Kanonenboot. Der Herr Minister mit großem Buch und dicker Brille gibt sich als alter vornübergebeugter Mann. Man muß vom Text ins Bild lesen, dann wird der „grand Ministre“ zum „Pere ministre“, also zum „Grandpere-Ministre“, zum Opa-Minister, der vergeblich in seiner Schrift nach einer Lösung der ausweglosen Pfaffenmützsituation sucht.

Er wird mit Namen genannt: Es handelt sich um den damals längst verstorbenen Reformator Martin Bucer – auch Butzer geschrieben –, der am 11. November 1491 im Elsaß geboren wurde, als junger Mensch dem Dominikaner-Orden beitrug, 1518 auf

der Heidelberger Diputation für Luther gewonnen wurde, unter dem Kölner Erzbischof Hermann von Wied (1515–1547) im Kölner Kurstaat die Reformation einführen wollte, dazu in Bonn 1542 seine „Münsterpredigt“ und im Minoritenkloster „die Bibelstunde“ hielt, schließlich aber am Widerstand des Kölner Domkapitels scheiterte und Bonn und das Erzstift 1543 verlassen mußte. Er wandte sich nach Straßburg. 1549 wurde er auf Befehl des Kaisers ausgewiesen und ging nach England, wo er als Professor in Cambridge wirkte. Hier schrieb er 1550 „De regno Christi“, die Synthese seines Denkens. Am 28. Februar 1551 ist er in Cambridge gestorben. Mit der Pfaffenmütze kann er also überhaupt nichts zu tun haben. Im Nachhinein wollen seine Gegner ihm noch eins auswaschen und beschwören seinen Geist, der auf der Inselfestung erscheinen muß, damit er hier auf drastische Weise den „Untergang der Reformation“ handfest erlebe.

Der schwer verständliche Text, der aus einer Mischung von altem und neuem Französisch und Dialektbrocken besteht, läßt hintergründige Wortspiele-rien erahnen:

Die Wortform „Bucer“ erscheint als eine Nebenform von „bucher“, d. h. büffeln, oxsen. Der „Großminster“ hat vergeblich geochst, was wiederum vieldeutig gemeint sein kann.

Das Wort „vomir“ besagt „ausbrechen“. In Verbindung mit den Medikamenten des „lieben Drogisten“ wird es als „erbrechen“ zu übersetzen sein; im

Hinblick auf die militärische Situation mag es „einen Ausbruch machen, entweichen“ bedeuten.

Ebenso sind versteckte Anspielungen bei den Zuwendungen der Erbschaft zu vermuten, wenn die Mütze „a ceux de colleinge“ und die Brille „a ceux de bonne“ zugesprochen wird. „colleinge“ und „bonne“ beginnen beide mit kleinem Anfangsbuchstaben und können daher normalerweise keine Eigennamen vertreten. Dennoch sind unverkennbar die Nachbarstädte Köln (Cologne) und Bonn angesprochen, die zugleich mit Genossen (Kollegium – colleinge) und Kindermädchen oder Dienstmädchen (bonne) verglichen sein mögen. Wagt man eine doppeldeutige Übersetzung, mag folgende Sinnwiedergabe gestattet sein: Den Genossen von Köln wird die Mütze vermacht, den Kindermädchen von Bonn die Brille und den anderen der Rest.

Nach dem Stand der Kriegereignisse gehört vorliegende Abbildung zwischen die Pfaffenmütze-graphik Nr. 12 und Nr. 13⁵, also vor den Auszug der holländischen Truppen aus der Schanze. Nach der Art und Weise der Darstellung aber stellt sie eine Pfaffenmützwiedergabe eigener Prägung und besonderen Stils vor. Als willkommene Ergänzung sei sie darum unter der Nummer 15 in die Serie der Pfaffenmütze- stiche eingereiht.⁶

5 S. Niederkassel, a.a.O., S. 111–130.

6 Allen, die mir bei meiner Arbeit behilflich waren, sei an dieser Stelle gedankt.

KARLHEINZ OSSENDORF

An den Hängen der Sieg wuchs Jahrhunderte hindurch Wein

Wir wissen nicht, wann der erste Wein in Troisdorf gekeltert worden ist, so wie mit Sicherheit auch nicht bekannt ist, ob die Griechen oder die Römer den Weinbau ins westliche und nördliche Europa gebracht haben. Ebenso gut möglich – wenn auch nicht sehr wahrscheinlich – ist, daß findige Germanen Wildreben¹ zu Wein verarbeitet haben. Die Wildrebe gedieh in den Auwäldern des Rheins und seiner Nebenflüsse. Sie wächst heute noch in den feuchtwarmen Eichenhainen Thrakiens und des ungarischen Tieflandes, in den Mischwäldern der Südkarpathen wie in der Dobrutscha, in Bessarabien und auf der Krim, in den Maremmen² der Toskana sowie im Süden der Iberischen Halbinsel und im südlichen, mittleren und östlichen Frankreich³.

Die Wild- oder Waldreben rankten sich an Bäumen hoch und brachten Trauben, die klein und unansehnlich waren und die nur in besonders sonnigen Jahren eine gewisse Süße aufwiesen. Waren sie zu „jazz“, so wartete man einfach bis zum Frühjahr, dann brauchte man nur in die gefrorenen Auen zu gehen, um die vom Winterfrost gesüßten Trauben wie Nüsse von den Bäumen zu schütteln⁴.

Nicht wenige Forscher nehmen an, daß aus der Wildrebe im Laufe der späteren Jahrhunderte zumindest einige unserer heutigen Kulturreben gezüchtet worden sind. Möglicherweise liefen die Vorgänge Zucht am Ort und Import von Kulturreben mit größer ausgebildeten und früher reifenden Früchten durch die Legionäre parallel.

Aber so wenig wie wir letzte Gewißheit erlangen können, wer den Wein an die Sieg gebracht hat, so sicher ist, daß es in den Auwäldern der Flußmündung Wildreben gegeben hat. Sie waren am gesamten Lauf des Rheines heimisch und siedelten sich

1 *Vitis vinifera* Linné variatio *silvestris* Gmelin, zweihäusige Pflanze mit kleinen, runden, blauen Beeren, die meist sauer schmecken.

2 Die früher ungesunde Sumpfgegend an der Westküste der Toskana in Italien, von 1838 ab trockengelegt.

3 Christoffel, S. 32.

4 Im Grunde genommen das selbe Verfahren wird heute bei der Eisweingewinnung praktiziert. Man läßt das Wasser im Saft der überreifen Beere bei mindestens minus sieben Grad Celsius gefrieren und erreicht so eine Konzentration des Saftes und damit einen wesentlich höheren Zuckergehalt.